

DEAN
KOONTZ

DIE DOPPELGÄNGERIN

THE OTHER
EMILY

Aus dem Amerikanischen
von Olaf Bentkämper

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Other Emily*
erschien 2021 im Verlag Thomas & Mercer.
Copyright © 2021 by The Koontz Living Trust

1. Auflage Juli 2022
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-012-0
eBook 978-3-98676-013-7



*Wenn sie irr werden, solln sie die Wahrheit sehn,
Wenn sie sinken ins Meer, solln sie auferstehn.
Wenn die Liebenden fallen – die Liebe fällt nicht;
Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.*

– Dylan Thomas

TEIL I

**ALLEIN UNTER
DEN MILLIONEN**



1 *Sie ist verloren und er muss sie finden, aber sie hinterlässt keine Spur, keine Fußabdrücke oder Fährte jeglicher Art. Der Weg ist dunkel, denn sie ist in den Wald der Nacht gegangen, wo die Bäume schwarz und blattlos sind, wo der Mond und die Sterne nicht existieren, wo die Sonne nie aufgehen wird, wo der Pfad immer abwärts führt. Und dennoch steigt er hinab auf einer verzweifelten Suche, denn sie gehört nicht hierher zu den Toten, nicht wenn sie in seinem Geist und Herzen so lebendig ist. Sie gehört nicht hierher, sie gehört nicht hierher, und obwohl sie zu finden seine einzige Hoffnung auf Freude, sein einziger Grund zu leben ist, gibt es Momente, in denen er sie in der blendenden Dunkelheit zum Greifen nahe spürt – und der Schrecken weckt ihn.*

2 Kristallkonfetti regnete auf die Stadt, eine letzte Feier eines Winters, der an diesem 24. März über sein offizielles Verfallsdatum hinaus verweilte.

In Schal und Stiefeln, den Kragen seines Mantels hochgeschlagen, ging David Thorne durch die Straßen Manhattans, scheinbar auf der Suche nach Inspiration. Doch seine Fantasie wurde nicht angeregt.

Dem spätwinterlichen Sturm fehlte es an Kraft. Der Schnee fiel durch die windstillen Straßenschluchten, grau wie Asche, bis er von den bedeckten Straßenlaternen aufgehellte wurde.

Wenn Inspiration nicht sein Ziel war, wenn er stattdessen Gesellschaft brauchte, fand er auch diese nicht. Der Verkehr auf den Straßen hätte genauso gut selbstfahrend und ohne Passagiere sein können, Automaten, die in eigener Sache unterwegs waren. Fußabdrücke verzierten den zentimeterdicken Schnee auf den Gehwegen. Die bittere Kälte hielt andere Fußgänger nicht davon ab, unterwegs zu sein, aber für David waren sie so körperlos wie Geister.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, wusste er, dass er bald nach Kalifornien aufbrechen würde.

In dieser Nacht besichtigte er einen Keller, den er nur in seinen Träumen gesehen hatte, ein Labyrinth von halb beleuchteten Kammern, in denen sich Abscheulichkeiten befanden, aus denen er voller Angst erwachte, sein Fleisch und seine Knochen kälter als die Nacht jenseits der Fenster.

Am Morgen rief er seinen Agenten Charlie Plackett an, um ihm mitzuteilen, dass er für einen oder zwei Monate nach Kalifornien reisen werde, bis eine Idee für seinen nächsten Roman ausgereift sei.

»In meinem Kalender habe ich den 15. April notiert«, sagte Charlie.

»Hast du was notiert?«

»Du und Kalifornien. So früh war es noch nie.«

»Ich bin nicht so berechenbar, Charlie.«

»David, du bist 37, ich vertrete dich seit acht Jahren, und alle zehn Monate fährst du nach Newport Beach, um dich für zwei Monate zurückzuziehen. Niemals irgendwo anders. Zum Glück sind deine Romane nicht so vorhersehbar wie deine Reisepläne.«

»Der Ort inspiriert mich, das ist alles. Die Sonne, das Meer. Ich komme immer mit einer Idee für einen Roman zurück, den ich unbedingt schreiben *muss*.«

»Warum gehst du dann überhaupt von dort weg, wenn er dich so sehr inspiriert?«

Manche Dinge behält man besser für sich, auch einem guten Freund wie Charlie Placket gegenüber. »Ich habe gehört, wenn ich es in New York schaffe, kann ich es überall schaffen.«

»Ich stelle dir jedes Mal die gleiche Frage und du hast immer eine andere Bullshit-Antwort parat.«

»Ich bin Schriftsteller. Bullshit ist mein Geschäft.«

3 Newport Beach sonnte sich in frühlingshafter Wärme, als David Thorne am späten Nachmittag des 26. März eintraf. An einem ansonsten klaren Himmel zierte ein langes, feines Netz aus weißen Wolken den Westen, der bald von der untergehenden Sonne vergoldet werden würde.

Ein Taxi brachte ihn vom Flughafen John Wayne zu seinem Haus in dem als Corona del Mar bekannten Stadtteil von Newport. Sein einstöckiges Haus im Cottage-Stil lag drei Blocks vom Strand entfernt und hatte keinen Blick auf den Ozean, aber das Grundstück war von großem Wert. Er hätte das Haus nicht für das Zehnfache dessen verkauft.

Er hatte es mit den Einnahmen aus seinem ersten Bestseller gekauft, als er ein 25 Jahre altes Wunderkind gewesen war. Er mochte den Landhauscharme noch immer: blassgelber Stuck, Fenster mit weißen

Läden und gebogenen Lamellen, eine Veranda mit kanariengelber Schaukel. Das Haus lag im Schatten von Palmen und war von Hibiskus gesäumt, der bald große gelbe Blüten tragen würde.

Eine Hausverwaltung hielt das Haus in tadellosem Zustand und kümmerte sich auch um seinen SUV, einen weißen Porsche Cayenne. Sie hätte das Haus vermietet, wenn David in New York war, aber er gestattete nicht, dass es von anderen bewohnt wurde. Trotz seiner schlichten Bauform und seiner Größe war es so etwas wie ein Schrein.

Der Drang zurückzukehren hatte ihn im Januar überkommen. Aber das wären nur sieben Monate seit seinem letzten Besuch gewesen, was sich falsch anfühlte. Selbstbeherrschung war gefragt. Immer wenn er nach New York zurückflog, wünschte er sich bei der Landung auf dem Flughafen, sofort nach Newport zurückzukehren. Er war noch nie zweimal in einem Jahr dort gewesen, aber er hielt das Haus frei für den Fall, dass er eines Tages der Anziehungskraft, die dieses Anwesen auf ihn ausübte, nicht mehr widerstehen konnte.

Manchmal dachte er, er hätte nie weggehen sollen. Vielleicht wäre er am glücklichsten, wenn er ständig hier leben würde.

Aber seine Intuition sagte ihm, dass es zu seinem einzigen Zuhause zu machen nicht nur das aufs Spiel setzen würde, was er in den letzten zehn Jahren an relativer Zufriedenheit gefunden hatte, sondern auch seine geistige Gesundheit.

Ihm war klar, dass sein kreatives Talent mit einem Hang zur Besessenheit verbunden war. Er musste mit

diesem Ort, diesem wichtigen Bestandteil seiner Vergangenheit, in Verbindung bleiben. Wenn er seiner Anziehungskraft nicht widerstand, würde er von ihr verschlungen werden.

Seine Zeit verbrachte er mit Verleugnung und Hoffnung. Mit jeder Woche wich die Verleugnung den Schuldgefühlen, und die Hoffnung verwandelte sich in Trauer.

Nachdem er ausgepackt hatte, stand er eine Weile da und starrte auf das große Bett. Dann nahm er den Überwurf herunter, faltete ihn zusammen und legte ihn auf einer Bank ab. Seine Hände zitterten, als er die Laken zurückschlug.

Später, in einem Restaurant am Hafen, dessen Einrichtung in Schwarz und Silber mit blauen Akzenten gehalten war, durch und durch Art déco, nahm er einen Drink an der Bar zu sich und danach ein Abendessen an einem Tisch am Fenster.

Segeljachten und Motorboote fuhren auf dem Wasser, kehrten von einem Nachmittag auf See zurück.

Meistens aß er hier zu Abend. So hielt er es immer. Das Essen war ausgezeichnet. Wenn er zu viel trank, gab es starken Kaffee oder ein Taxi.

Er erkannte keinen der Angestellten von früheren Besuchen wieder. Falls sich jemand an ihn erinnerte, sagten sie es nicht. Das war ihm ganz recht. Er zog die Anonymität vor und hatte keine Lust, sich auf ein Gespräch einzulassen.

An der Bar und erneut, als er sich an einen Tisch setzte, überkam ihn eine Erwartung – wovon, ob gut

oder schlecht, konnte er nicht sagen. Aufmerksam saß er allein an einem Fenstertisch für zwei Personen und beobachtete die anderen Gäste, die jedoch ebenso wohlhabend wie unauffällig waren.

Die Schäfchenwolken färbten sich vor dem azurblauen Himmel zu Gold und wurden dann vor einem saphirblauen Hintergrund blutrot. Aber es war nicht der Sonnenuntergang, der ihn mit Erwartung erfüllte.

Als die Sterne zum Vorschein kamen, verblasste seine Vorahnung allmählich. Auf dem dunklen Wasser des Hafens spiegelten sich die Lichter des Ufers wie bunte Stränge aus geriffeltem Kandiszucker.

Er und Emily waren damals häufig hierhergekommen, als die Einrichtung noch nicht ganz so prächtig gewesen war. Aber sie suchte diesen Ort nicht heim, nur sein Herz.

Während der zehnminütigen Fahrt nach Hause hatte er das Gefühl, dass der Abend so unvollständig war wie der Halbmond.

Er träumte von dem Keller mit den vielen Kammern, diesem böartigen und grausamen Labyrinth. Obwohl es sich um einen realen Ort handelte, hatte er es vermieden, sich Berichte in den Nachrichten darüber anzusehen; aber seine Fantasie führte ihn in seinem unruhigen Schlaf erneut dorthin. Die Albtraumbilder waren so lebendig, dass er, als er um Viertel nach drei aufwachte, ins Bad ging und sich übergab.

4 Am nächsten Abend, an einem Donnerstag, war die hufeisenförmige Bar schon früh gut besucht. Gut gekleidete Singles in ihren Zwanzigern und Dreißigern tranken sich in Stimmung und waren auf der Jagd nach jemandem, mit dem sie anbandeln konnten – aber nicht zu offensichtlich. Eifer konnte leicht als Verzweiflung fehlinterpretiert werden. Es war ein wohlhabendes Publikum, das Verzweiflung eher mit wirtschaftlicher als mit emotionaler Not verband. Männer wie Frauen scheuten vor jedem zurück, dessen gesamtes Nettovermögen in der Kleidung und dem Schmuck stecken könnte, die er trug, und der womöglich auf einen Fang aus war.

An der Bar war es David zu voll. Er gab der Kellnerin ein Trinkgeld für den Fenstertisch, an dem er am Abend zuvor gegessen hatte. Sie brachte ihn an seinen Platz und sorgte dafür, dass der Kellner ein Glas Caymus Cabernet brachte, als er die Serviette entfaltete und auf seinen Schoß legte.

Die Erwartung, die am Vorabend seine Nerven angespannt hatte, stieg wieder in ihm auf. Er ging nicht davon aus, dass sich daraus etwas ergeben würde. Das tat es nie.

In der Nähe im Hafen ruderten zwei Frauen um die 20 in Bikinis auf Paddleboards an den Docks vorbei und kamen so mühelos voran, dass sie sich gleichzeitig angeregt unterhielten und vergnügt lachten.

Sie waren schön und attraktiv, mit gebräunten und seidigen Gliedmaßen, aber obwohl sie in David ein gewisses Bedürfnis weckten, erfüllten sie ihn nicht mit echtem Verlangen.

Die aufgeblähte Sonne war noch fünf Minuten davon entfernt, im Meer zu versinken, als er in Richtung der lärmenden Bar blickte und sie sah. Er erstarrte mit dem Weinglas auf halbem Weg zum Mund und vergaß für einen Moment, dass es noch in seiner Hand war.

Sie spielte in der Liga jener Schönheiten, die dumme Männer zu Torheiten verleiten und klügere Männer an ihren Unzulänglichkeiten verzweifeln lassen.

Er dachte, er müsse sich täuschen. Dann schaute sie in seine Richtung und blickte ihn einen Moment lang von ferne an, und er stellte aus Angst, den Cabernet zu verschütten, sein Glas ab.

Ihr Blick verweilte weder auf David noch auf sonst jemandem. Sie wandte ihren eleganten Kopf dem Barkeeper zu, als er ihr einen Martini servierte.

Am Horizont stehend, warf die aufgeblähte Sonne apokalyptisches Licht durch die riesigen getönten Fenster.

Das Restaurant und die Bar nahmen einen enormen Raum ein, der so gestaltet war, dass die Gäste sehen und von einem möglichst großen Publikum gesehen werden konnten. Doch als sich der Raum mit dem fantastischen Licht des sterbenden Tages füllte, hatte David das Gefühl, dass alle außer ihm und dieser Frau sich in Luft aufgelöst hatten.

Die Sonne ging unter, die Nacht brach herein wie eine Flut, und das Restaurant verblasste zu einem romantischen Schimmer.

Obwohl er es in Erwägung zog, die Frau an der Bar anzusprechen, wagte er es nicht.

Sie konnte gewiss nicht echt sein.

Er bestellte ein zweites Glas Cabernet und das Filet mignon und beobachtete sie während der nächsten Stunde heimlich. Sie sah ihn nicht mehr an.

Die anderen Frauen an der hufeisenförmigen Bar erkannten in ihr unerreichbare Konkurrenz und verachteten diese schwarzhaarige, blauäugige Schönheit.

Ein paar Männer brachten den Mut auf, sie anzusprechen, aber sie wies sie sanft mit einer kurzen Unterhaltung und einem reizenden Lächeln ab. Ohne Ausnahme schienen sie zu glauben, dass eine höfliche Zurückweisung durch sie eine Art Triumph sei.

Nach und nach fanden sich Paare und gingen zum Abendessen über oder brachen gemeinsam auf, und diejenigen, die keinen Erfolg hatten, steigerten entweder ihren Alkoholkonsum oder zogen weiter zur nächsten Bar.

Sie bestellte einen zweiten Martini und nahm dann ihr Abendessen an der Bar mit einem Glas Rotwein ein. Sie aß mit einem Appetit und einer Konzentration, die David vertraut waren.

Die Erwartung, die zwei Abende hintereinander von ihm Besitz ergriffen und die sich mit der Ankunft dieser Frau erfüllt hatte, war gewiss mehr als bloße Hoffnung oder Intuition. Ein seltsames Schicksal schien sich abzuspulen.

Er bezahlte seine Rechnung und begab sich mit seinem halb vollen Glas Wein an die Bar, wo er sich auf dem Hocker neben ihrem niederließ.

Sie sah ihn nicht einmal an, sondern konzentrierte sich auf den letzten Bissen ihres Steaks.

David wusste nicht, was er zu ihr sagen sollte. Seine Kehle fühlte sich geschwollen an und er hatte Schwierigkeiten zu schlucken. Ihm war leicht zumute vor Hoffnung und schwer wegen der Angst vor einer Enttäuschung.

Als sie fertig war, die Gabel ablegte und einen Schluck Wein trank, sagte er schließlich: »Wo bist du all die Jahre gewesen?«

Sie leckte sich die Lippen, wobei ihre Zunge sich mit besonderer Sorgfalt um den rechten Mundwinkel kümmerte, so wie er es vorausgeahnt hatte.

Als sie ihm ihre Augen zuwandte, waren sie in zwei Blautönen gestreift und strahlten wie Juwelen.

»Von einem Schriftsteller hätte ich eine bessere Anmache erwartet.«

Sein Herz hatte sich beenzt angefühlt, wie vom Narbengewebe einer alten Wunde gefesselt. Jetzt löste es sich aus diesen Knoten und schlug wie das unverehrte und gesunde Herz eines Jungen.

»Ich hatte Angst ... Angst, du würdest sagen, dass du mich nicht kennst.«

»Viele lesen wahrscheinlich nicht, ich aber schon. Ich habe immer gedacht, dass Sie so ganz anders aussehen als das, was Sie schreiben.«

Das Hochgefühl, das in ihm aufgestiegen war, schwand nun dahin. »Daher kennen Sie mich – von den Fotos auf den Buchumschlägen?«

Sie legte den Kopf schief und sah ihn mit einem halben Lächeln fragend an.

»Nun, ich habe Sie nicht im Fernsehen gesehen. Ich sehe nie fern.«

Ihr Blick war ihm schmerzlich vertraut, nicht nur seine Farbe, sondern auch seine Direktheit.

»Sie spielen nicht irgendein Spiel?«

»Spiel? Nein. Sie etwa?«

Er erkaufte sich einen Moment des Schweigens, indem er einen Schluck Wein trank. »Ich glaube nicht an erstaunliche Zufälle.«

»Welcher Zufall hat Sie denn gerade in Erstaunen versetzt?«

»Emily.«

»Wie bitte?«

»Ihr Name ist Emily.«

»Mein Name ist Maddison.«

»Dann müssen Sie eine Schwester namens Emily haben.«

»Ich bin ein Einzelkind.«

»Ich wusste nie von einer Schwester.«

»Weil es keine gibt.«

»Das ist merkwürdig.«

»Was denn?«

Sie war zu jung. Das sah er jetzt. Ein Jahrzehnt zu jung, aber ansonsten war sie ein genaues Ebenbild.

»Sie sind zu jung.« Er wollte den Gedanken nicht laut aussprechen.

Sie nippte an ihrem Wein, stützte einen Ellbogen auf die Bar und legte ihr Kinn in die Hand, genau wie Emily es getan hatte, und betrachtete ihn einen langen Moment. »Das hat sich zu einer viel besseren Anmache entwickelt. Am Anfang war es echt lahm.

›Wo bist du mein Leben lang gewesen?«

»Es war ›Wo bist du all die Jahre gewesen?«

»Wie auch immer. Aber Sie haben es in den anschließenden Fassungen erheblich aufpoliert, um eine schöne geheimnisvolle Note ergänzt.«

Er fühlte sich verwirrt. Als wäre er in ein Paralleluniversum abgedriftet. »Zehn Jahre. Sie war 25, als ich sie zuletzt gesehen habe.«

»Ich bin 25.«

»Aber Sie sind nicht Emily.«

»Ich bin froh, dass wir uns da endlich einig sind.«

Er erinnerte sich nicht daran, seinen Wein ausgetrunken zu haben, aber sein Glas war leer. »Keine zwei Menschen, die nicht miteinander verwandt sind, könnten sich so ähnlich sehen. Sie müssen eine ältere Schwester haben, von der Sie nichts wissen.« Er holte sein Smartphone aus einer Jackentasche. »Darf ich ein Foto von Ihnen machen?«

»Das ist alles, was Sie von mir wollen – ein Foto?«

Die Frage ließ ihn verblüfft zurück.

»Was ist mit Ihrem jüngeren Bruder?«, fragte sie.

»Ich habe keinen Bruder, weder jünger noch sonst wie.«

»Schade. Er hätte mich jetzt vielleicht schon nach Hause gebracht.«

»Sie spielen mit mir. Genau wie sie es getan hat.«

»Sie ist die sagemuwobene Emily, nehme ich an.«

»Sie würden nicht mit mir nach Hause gehen, wenn ich Sie fragte. Emily war nicht so leicht zu haben und Sie sind es auch nicht.«

Maddison zuckte mit den Schultern. »Als ob Sie mich kennen würden. Wenn Sie nur ein Foto wollen, machen Sie ruhig eins.«

Er machte drei. »Wie ist Ihr Nachname?«

»Sutton. Maddison Sutton.« Als er das Telefon weglegte, fragte sie: »Was nun?«

Er tat sich nicht leicht mit solchen Dingen, nicht dieser Tage, nicht seit Emily. »Es *gibt* einen Altersunterschied.«

»Meine Güte, Sie sind doch erst 30.«

»37.«

»Ich nenne Sie Opa, Sie können mich Lolita nennen.«

»Okay, es ist kein Jahrtausend. Würden Sie mit mir zu Abend essen?«

»Ich habe gerade zu Ende gegessen. Sie auch.«

»Morgen Abend.«

»Ich habe Zeit.«

»Ist dieses Lokal in Ordnung?«

»Es ist wunderbar teuer.«

»Ich hole Sie um 17:30 Uhr ab.«

»Lassen wir es langsam angehen. Ich treffe Sie hier.«

»Eben wollten Sie noch mit mir nach Hause gehen.«

»Nicht mit Ihnen. Mit Ihrem Bruder.«

Obwohl er durch ihre Ähnlichkeit mit Emily verunsichert war, lachte er. »Zu meinem Glück bin ich ein Einzelkind.«

»Behaupten Sie. Wahrscheinlich ist Ihr Bruder niedlicher.«

»Sie reden sogar wie sie.«

»Inwiefern?«

»Mir immer einen halben Schritt voraus.«

»Mögen Sie das?«

»Muss ich wohl.«

Er wollte keinen Wein mehr. Sie nippte an ihrem, als wollte sie vermeiden, mit ihm zu gehen und für eine weitere Betttrophäe gehalten zu werden. »Nun, okay, dann sehen wir uns morgen«, sagte er und ging.

Die Nacht war angenehm kühl, die Luft eher mild als frisch und angenehm duftend nach dem schwachen, moschusartigen Geruch des eindringenden Meeres, das sich innerhalb der Hafenumauern unaufhörlich hob und senkte.

Nachdem er seinen SUV vom Parkservice abgeholt hatte, fuhr David quer über den Pacific Coast Highway und hielt auf dem leeren Parkplatz einer Bank. Von dort aus hatte er einen guten Blick auf das Restaurant.

Es vergingen zehn Minuten, bis sie auftauchte. Als er sie erblickte, beeilte sich der Angestellte des Restaurants, einen elfenbeinfarbenen zweisitzigen Mercedes 450 SL zu holen, der mindestens 40 Jahre alt, aber tadellos gepflegt war.

Während sie im goldenen Schein des Portikus auf den Wagen wartete, schien sie nicht Gegenstand des Lichts zu sein, sondern dessen strahlende Quelle.

Ihr Anblick weckte in David jenes gewisse Bedürfnis, aber dieses Mal auch ein Verlangen.

Obwohl sie nicht wusste, welches Auto er fuhr, wagte er ihr nur mit Abstand zu folgen. Es herrschte weiter wenig Verkehr und er lief nie Gefahr, sie zu verlieren.

Er erwartete, zu einem Haus geführt zu werden, vielleicht zu einem in einer bewachten Wohnanlage. Stattdessen fuhr sie zum Island Hotel.

Aus der Ferne sah er zu, wie sie den Mercedes einem weiteren Angestellten übergab, der an der offenen Fahrertür stand und ihr nachschaute, bis sie in der Lobby verschwunden war.

David fuhr nach Hause und schlief fünf Stunden lang wie betäubt. Er träumte davon, im Island Hotel nach Emily zu suchen.

Die Pagen trugen Schwarz und automatische Karabiner und weigerten sich, ihm mit seinem Gepäck zu helfen, was nichts ausmachte, denn er hatte keins; er wollte nicht einchecken; er suchte nur nach Emily. Der Mann an der Rezeption betonte, dass sich derzeit niemand im Hotel aufhalte, was sich als wahr herausstellte, als David Zimmer für Zimmer, Stockwerk für Stockwerk durchsuchte, mit zunehmender Dringlichkeit, auf der Suche nach jemandem, der Emily gesehen haben könnte. Er vermutete, dass sie an die Bar gegangen sein musste, um etwas zu trinken. Aber die Bar war in eine Krankenstation umgewandelt worden, in der Verwundete auf Feldbetten ausgestreckt lagen. Obwohl er sich nicht daran erinnerte, verwundet worden zu sein, fand er sich auf einer Liege wieder, die von einer Krankenschwester in schwarzer Uniform betreut wurde. Mit einem Gummischlauch als Aderpresse stach sie mit einer Nadel in eine seiner Venen und saugte Blut in ein Sammelröhrchen. Da ihre Uniform nicht weiß, sondern schwarz war, befürchtete er, dass sie keine echte Krankenschwester war, aber sie versicherte ihm, dass sie Krankenschwester und ausgebildete Phlebostomistin sei. »Ich habe viel Erfahrung mit Blut«, sagte sie. Erst da erkannte er, dass sie Emily war, und mit

großer Erleichterung sagte er: »Endlich habe ich dich gefunden«, und sie sagte: »Du wirst dich nicht hieran erinnern. Schlaf und vergiss es. Du wirst dich nicht erinnern.«

5 In der Nacht wachte er auf und duschte. Er erinnerte sich vage an den Traum, obwohl die Krankenschwester ihn ermahnt hatte zu vergessen. In der linken Armbeuge befand sich eine kleine rote Schwellung. Ein Spinnenbiss. Da er im Schlaf gebissen worden war, hatte er den Biss gespürt und einen Teil des Traums um ihn herum gestaltet. Der schlafende Verstand war ein erfinderischer, wenn auch seltsamer Dramatiker.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als er die drei Smartphone-Schnappschüsse von Maddison Sutton auf den Computer im Arbeitszimmer kopierte und auf glänzendes Fotopapier druckte.

Er legte die Fotos auf den Küchentisch mit der Absicht, sie beim Frühstück zu studieren. Er trank Kaffee und aß nichts.

Die frühe Sonne hatte langsam eine Fensterform über den Tisch bis zu den Fotos geschoben, als würde das Licht von ihrem unvergleichlichen Gesicht angezogen.

Im Schlafzimmer öffnete er die unterste Schublade der Kommode und entnahm eine weiße Schachtel im A4-Format. Er ging zurück in die Küche, öffnete die Schachtel und nahm eine Reihe von Bildern von Emily Carlino heraus.

Er hatte sie oben in die Kommode gelegt, nachdem ... sie fort war. Er hatte sie seit Jahren nicht mehr angesehen, weil ihr Anblick ihm so viel Schmerz und Sehnsucht bereitete – und Angst.

Obwohl er eine halbe Stunde damit verbrachte, das Material zu untersuchen, konnte er nicht den geringsten Unterschied zwischen Maddison und Emily erkennen. Sie waren sich so ähnlich wie eineiige Zwillinge, die aus einer befruchteten Eizelle entstanden waren und sich eine Fruchtblase und eine Plazenta geteilt hatten, bis sie auf die Welt gekommen waren.

Nachdem er ein Vergrößerungsglas aus dem Arbeitszimmer geholt hatte, ergab die weitere Untersuchung der Fotos nichts Neues. Ihre Augen waren unter der Lupe eulenhaft und sie begegnete seinem Blick mit ihrem eigenen.

6 Isaac Eisenstein war nicht nur irgendein Privatdetektiv, ein Schnüffler mit einem Büro im dritten Stock in einer schäbigen Seitenstraße. Ihm gehörte eine der größten Sicherheitsfirmen in New York City, die Alarmsysteme, gepanzerte Fahrzeuge und bewaffnete Leibwächter anbot. Mit seinem Stab lizenzierter Privatdetektive war er in der Lage, Ermittlungen jeglicher Komplexität durchzuführen. Neben einer geschätzten Recherchequelle für Davids Romane war Isaac außerdem so etwas wie ein Freund. Er war um neun Uhr Ostküstenzeit in seinem Büro, als David den Anruf tätigte.

Er stand an der Küchenspüle und beobachtete durch das Fenster, wie ein Rubinkehlkolibri sich sein Frühstück von den Blüten eines rotrindigen Erdbeerbaums holte, und sagte: »Isaac, ich brauche Hilfe.«

»Das habe ich Pazia schon tausendmal gesagt.«

Pazia, seine Frau, war Psychiaterin mit einer florierenden Praxis.

»Vielleicht möchte ich tatsächlich mit ihr reden, bevor es vorbei ist. Aber jetzt schicke ich dir erst einmal sechs Fotos.«

»Du machst also unanständige Selfies wie dieses Arschloch von einem Kongressabgeordneten?«

»Nein. Ich möchte nicht, dass du dich unzulänglich fühlst.«

»Träumer.«

»Es sind jeweils drei Bilder von zwei Mädchen. Sie sehen aus wie dasselbe Mädchen, aber vielleicht auch nicht. Kannst du Gesichtserkennungssoftware laufen lassen und mir sagen, ob sie dieselbe Person sind?«

»Kinderleicht.«

»Ich schicke dir außerdem ein kalifornisches Kennzeichen von einem alten Mercedes 450 SL. Die DMV-Registrierung wäre hilfreich. Und ich wäre dankbar für ein Foto eines Führerscheins, der auf Maddison Sutton, 25 Jahre alt, ausgestellt ist.« Er buchstabierte den Namen.

»Keine Chance, Jungchen. Dieser Betrieb ist so sauber, dass meine Großmutter vom Boden essen würde, obwohl sie Keimphobikerin ist.«

Wenn Isaac nicht selbst in jedes Computersystem der Zulassungsstelle eindringen konnte, kannte er

jemanden, der es konnte. Trotz seiner Weigerung würde er die Informationen beschaffen.

»Nun, ich musste fragen.«

»Und ich musste es sagen.«

»Schon klar. Ein paar der Fotos sind direkt von meinem iPhone, aber die anderen drei sind Scans von alten Schwarz-Weiß-Aufnahmen.«

»Gut genug. Hör mal, Kleiner, steckst du da draußen in Schwierigkeiten?«

»Keine Schwierigkeiten. Nur in so einer merkwürdigen Situation.«

»Willst du mir davon erzählen?«

»Wenn ich wieder in New York bin.«

»Das heißt nie.«

»Doch, werde ich«, versprach David.

Isaac seufzte. »Du hältst dich immer so bedeckt, es ist, als wäre dein ganzes Leben eine einzige lange Pokerpartie.«

7 Da er wusste, dass er Kalifornien besuchen würde, hatte David Thorne am Dienstag zuvor einen Pendlereinflug vom John Wayne Airport in Orange County nach Sacramento gebucht. Um 9:40 Uhr landete das Flugzeug auf dem Sacramento International.

Der Mietwagen hatte GPS, aber das brauchte er nicht. Er war schon so oft zum Folsom State Prison gefahren, dass er die Strecke auswendig kannte.

In Folsom gab es zwei Hochsicherheitstrakte, in denen Gewohnheitsverbrecher und gewalttätige

Individuen untergebracht waren, die eine extreme Gefahr für die Sicherheit anderer darstellten. Die Mauern, die das Gelände umgaben, waren hoch und erst kürzlich mit NATO-Draht versehen worden.

Der tief hängende Himmel drohte Regen an. In den Wolken waren keine anderen Formen zu erkennen als geballte und bedrohliche Gesichter von grimmiger und unmenschlicher Gestalt.

Im Empfangsbereich der eindrucksvollen Hochsicherheitseinheit beobachteten an der Decke montierte Kameras, wie David seinen Lichtbildausweis vorlegte, einen Metalldetektor passierte und sich durchleuchten ließ.

Die Gefängnisbehörden, der Häftling Ronald Lee Jessup und Jessups Anwalt hatten David regelmäßige Besuche genehmigt. Sie glaubten, dass er für ein Buch über Jessup recherchierte, was er nicht tat, aber er überwies jeden Monat 500 Dollar auf Jessups Konto, mit denen der Gefangene Snacks und Taschenbücher und andere Dinge kaufen konnte, um das Leben hinter Gittern angenehmer zu gestalten. Da Jessup ansonsten mittellos war, stellten diese Zuwendungen allein sicher, dass David empfangen wurde, doch die Zahlungen nagten an seinem Gewissen.

Sie trafen sich in einem Raum, der für Besprechungen zwischen Anwälten und Mandanten vorgesehen war. Ein zweieinhalb Meter langer Metalltisch und zwei Bänke waren mit dem Boden verschraubt.

Vor Davids Ankunft war Jessup dorthin gebracht, mit den Füßen an eine Bank gekettet und mit Handschellen an einen Stahlring in der Zarge des Tisches

gefesselt worden. Er konnte weder aufstehen noch mit mehr als einer Hand nach seinem Besucher greifen.

Ein bewaffneter Wachmann sah hinter einer Fenstertür zu, die ihm im unwahrscheinlichen Fall einer Notlage sofortigen Zugang verschaffen würde. Der Wachmann wirkte reglos, beinahe künstlich. Ein Roboter, der nur aktiviert werden konnte, wenn jemand das Glas zerbrach, hinter dem er stand.

David setzte sich Jessup gegenüber und legte einen A4-Umschlag auf den Tisch. Ein Wachmann hatte zuvor den Inhalt inspiziert.

Ronald Lee Jessup war ein großer, aber sanftmütig aussehender Mann, dessen weiche Züge eine solche Andeutung von einfältiger Freundlichkeit trugen, dass er Lennie in Steinbecks *Von Mäusen und Menschen* hätte spielen können. In den Medien hieß es manchmal, seine Augen seien gelb, aber das stimmte nicht. Es waren warme, honigbraune Augen, wie sie auf das Plüschgesicht eines Stoffbären hätten genäht sein können. Sie waren außerdem wie die Augen eines solchen Bären, weil sie wenig Tiefe hatten.

»Guten Morgen, Mr. Thorne.« Jessups weiche, melodische Stimme war jedes Mal eine Überraschung. »Es ist so nett von Ihnen, den alten Ronny zu besuchen.«

»Wie geht es Ihnen heute, Ronny?«

»Mir geht's gut. Und Ihnen?«

»Ja, mir geht es gut.«

»Freut mich zu hören. Und danke für die Überweisung auf mein Konto und so.«

»Nun, das ist nur das, was wir vereinbart haben.«

»Ich habe noch mehr von diesen Louis-L'Amour-Büchern gekauft. Mögen Sie Western, Mr. Thorne?«

»Ich habe nicht so viele gelesen wie Sie.«

Jessups Lächeln war aufrichtig, bescheiden, ohne Ironie. »Nun, ich schätze, ich habe mehr Zeit dafür als Sie. Ich mag Western und so, weil die Guten immer gewinnen, so wie es sein sollte, aber meistens nicht ist.«

Ronny Jessup drückte oft Dankbarkeit darüber aus, gefasst und inhaftiert worden zu sein. Er schien es aufrichtig zu meinen.

»Schreiben Sie immer noch ein Buch über mich?«, fragte Jessup.

»Das mache ich allerdings, Ronny.«

»Dauert ganz schön lange.«

»Bei allem, was sich lohnt, ist das generell so.«

»Ich schätze, das stimmt. Kenne ich jemanden, den Sie in letzter Zeit interviewt haben? Familienangehörige oder so?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Ronny. Die Leute werden nervös, wenn sie glauben, dass Sie wissen, dass über Sie geredet wird.«

»Ja, das habe ich vergessen.« Er schüttelte seinen massigen Kopf. »Das ist traurig. Es gibt nichts, was ich ihnen antun würde, selbst wenn ich es könnte. Das liegt alles hinter mir, als hätte es das nie gegeben.«

Das Haus, das Jessup von seiner Mutter geerbt hatte, stand auf einem sechs Hektar großen Grundstück, eine halbe Meile vom nächsten Nachbarn entfernt. Der ursprüngliche Keller hatte vier Zimmer. Als fähiger

Zimmermann und hervorragender Maurer hatte er den Keller vom Haus aus nach außen erweitert, bis er elf unterirdische Kammern hatte.

Als er gefasst wurde, waren vier der Zimmer von Frauen belegt, die er entführt hatte. Eine Gefangene hatte durch körperliche Misshandlung einen Hirnschaden erlitten, eine andere war wahnsinnig geworden. Bei zwei von ihnen ging man davon aus, dass sie mit ausreichend Zeit und Therapie noch zu retten waren.

Fünf der elf Kammern waren Zellen. Fünf weitere waren, wie er es nannte, »Spielzimmer«, die jeweils einen grausamen und abschreckenden Zweck erfüllten. Im elften Raum lagerten die Leichen von neun Frauen, die er mit seiner speziellen Mixtur aus Konservierungsmitteln behandelt und zur Mumifizierung eng in Baumwollbinden gewickelt hatte.

David hatte diesen Ort nie gesehen, auch keine Fotos davon. Er hatte in seinen Träumen eine eigene Version davon gebaut, geprägt von seiner Angst und seinen Schuldgefühlen.

Nach seiner Festnahme und Verhaftung gestand Ronny Jessup aus freien Stücken insgesamt 27 Entführungen, 14 mehr als die vier lebenden Frauen und neun Leichen, mit denen er erwischt worden war. Er äußerte Reue für seine Taten und schien die Zahl nicht aufzublähen, um sich wichtiger zu machen. Die Polizei ging davon aus, dass es tatsächlich 27 waren, obwohl Jessup weder die Namen der 14 Leichen nennen wollte, die nicht gefunden worden waren, noch sagen wollte, wann und wohin er sie verschleppt hatte. Er sagte, sie

seien seine »zukünftigen Königinnen« und nur er habe das Recht auf ihre Namen.

Jetzt fragte David: »Wo sind die anderen 14 Leichen, Ronny? Die Unbekannten, die Sie gestanden haben. Sind Sie bereit, es mir zu sagen?«

Der große Mann zuckte mit den Schultern und seufzte. »Sie wissen, dass ich das nicht tun kann, Mr. Thorne. Ich habe mich für sie schuldig bekannt und mehr kann ich nicht tun. Es tut mir leid und so, aber mehr kann ich nicht tun.«

»Sie wissen, dass Sie niemals aus dem Gefängnis kommen werden. Sie werden hinter Gittern sterben.«

»So wird es wahrscheinlich sein.« Sorgenfalten zogen sich über seine weichen Züge, aber nicht weil die Aussicht auf ein Leben im Gefängnis ihn verzweifeln ließ. »Aber was ist, wenn ich durch einen verrückten Zufall doch rauskomme? Gott bewahre, dass das passiert, aber was, wenn doch?«

Sie hatten das schon einmal besprochen. David schwieg.

»Vielleicht bricht ein Erdbeben diese Mauern auf oder es gibt einen Krieg und Bomben fallen oder ein Wächter macht einen Fehler. Wenn ich irgendwie draußen lande, will ich keine Mädchen mehr von der Straße stehlen.«

»Dann tun Sie es nicht.«

»Aber ich kenne mich. Ich weiß, wie schwach ich sein kann, und ich weiß, dass ich es sein werde. Es sei denn, ich habe meine 14 Versteckten. Sie werden reichen. Ich muss meine 14 Versteckten haben, Mr. Thorne, damit ich keine neuen Mädchen stehlen muss.«



deankoontz.com

Dean Ray Koontz wurde im Juli 1945 in Pennsylvania geboren. Er verkaufte weit über 500 Millionen Bücher, die in 38 Sprachen übersetzt wurden. Dean Koontz ist einer der erfolgreichsten Autoren der Welt. Er lebt mit seiner Frau Gerda in Südkalifornien.

The Times: »Dean Koontz ist nicht nur der Experte für unsere dunkelsten Träume, sondern auch ein literarischer Künstler.«

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de